

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 31 (1951-1952)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Das Leben Griechenlands

Wer ein Buch wie das vorliegende tadelt, wird sich leicht den Vorwurf gelehrter Kleinlichkeit zuziehen — oder ihn sich gar selber machen¹⁾. Wer es lobt, wird es nur mit etwas schlechtem Gewissen tun können; es sei denn, man habe versucht es zu lesen wie man in einem gewissen Alter Felix Dahns Kampf um Rom oder Thornton Wilders Iden des März liest. So scheint es der amerikanische Rezensent gehalten zu haben, dessen Urteil man auf dem Umschlag liest und das dahin geht, es sei ein «dramatisches und zeitweise aufregendes Buch»; in welchem Urteil wir vorläufig bloß das Wort «zeitweise» stark unterstreichen möchten.

Die Ergebnisse einer Wissenschaft — in unserm Falle der Altertumswissenschaft — so darzustellen, daß sie auch dem Leser einer Tageszeitung verständlich werden und ihn zu fesseln vermögen, ist nicht nur eine mögliche, sondern sogar eine außerordentlich wichtige Aufgabe. Die Stellung der humanistischen Wissenschaften in unserer Zeit wäre weniger prekär, wenn die Gelehrten sich etwas mehr mit dieser Aufgabe befaßt hätten, und vor allem: wenn sie sie etwas öfter selbst übernommen und nicht immer wieder den Dilettanten aller Art überlassen hätten. Gehen die Dilettanten an solche Dinge, so geschieht unvermeidlich ein Unglück, besonders dann, wenn der Wille, dramatisch und aufregend zu schreiben, so groß ist wie in Durants dickem Buch.

Das Unglück besteht dabei keineswegs darin, daß so und so viele Einzelheiten falsch sind, daß antike Texte mißverstanden werden und daß aus der modernen spezialistischen Literatur oft gerade nicht die eigentlich maßgebenden Werke herangezogen werden, sondern eben die Handbücher, wie sie in einem Lesesaal für Studierende beisammen zu stehen pflegen. Auch daß unkorrekt und nach veralteten Ausgaben und Übersetzungen zitiert wird, wird zwar dem Spezialisten auf die Nerven gehen, ist aber noch nicht allzu tragisch. Das Unglück ist vielmehr dies: es gibt zwei ganz verschiedene Arten von Popularisierung der Wissenschaft. Die eine klammert sich an die Mittel des Romans. Mit sicherem Griff werden aus der Überlieferung die effektvollsten Situationen und die geistsprühendsten Anekdoten zusammengesucht und wo die Überlieferung trotz allem immer noch fade bleibt, da hilft die würzige Sprache der Tageszeitung nach, um aus der Vergangenheit ein Gemälde zu machen, wie man es sich dramatischer und aufregender nicht vorstellen kann.

Das Peinliche ist bloß, daß die Wissenschaft selbst nicht etwa bloß keine solchen Gemälde zustandebringt, sondern vielmehr das exakte Gegenteil von dem erstrebt, was diese romanhafte Popularisierung tut. Ihre Aufgabe ist die Analyse der Überlieferung: sie löst die scheinbar kompakten Massen der Berichte auf in primäre und sekundäre Schichten, sondert das Wißbare vom Unwißbaren und sucht die eigentlichen geschichtlichen Kräfte hinter dem Spiel der Anekdoten.

Wer Geschichte als Roman schreibt, wird also die Wissenschaft nicht popularisieren, sondern all das geradezu negieren, was seit etwa hundert Jahren ihr Wesen ausmacht. Der Leser, der ein solches Buch zur Hand nimmt, wird den Eindruck erhalten, daß es sich, abgesehen vom literarischen Kolorit, sogar noch von einem entsprechenden Werk des 18. Jahrhunderts nur unwesentlich unterscheidet. Und dann fragt er sich verwundert und mit Recht, wozu denn eine Wissenschaft gut sei, die

¹⁾ Will Durant: Die Geschichte der Zivilisation; zweiter Band: Das Leben Griechenlands. Deutsch von Dr. E. Schneider und Dr. C. L. Lang. Francke, Bern 1950.

nicht mehr als das fertig bringt; in den Naturwissenschaften sehe es denn doch anders aus...

Darum gibt es nichts Bedenklicheres für die Wissenschaft als dergleichen Popularisierung. Der richtige Weg, die Wissenschaft verständlich zu machen, muß ein ganz anderer sein. Er besteht nicht darin, daß man um des dramatischen Effekts willen die Wissenschaft in dem Zustand präsentiert, in dem sie sich vielleicht zur Zeit Voltaires befunden hat, sondern darin, daß man zeigt, auf welche Weise die Wissenschaft über eben jenen Zustand hinausgekommen ist. Der Leser der Tageszeitung soll verstehen können, was die heutige Wissenschaft mit der Analyse einer historischen Überlieferung eigentlich leistet, so wie er es wenigstens im allgemeinen ahnt, was die moderne Analyse einer chemischen Substanz bedeutet. Den Sinn und die Eigenart einer wissenschaftlichen Methode klar zu machen, ist die erste und dringendste Aufgabe echter Popularisierung; aus ihr entsteht die zweite: darzustellen, was heute als zuverlässig wißbar gelten darf und was nicht. Im allgemeinen wissen wir heute an Tatsachen unendlich viel weniger als das 18. Jahrhundert zu wissen glaubte. Aber wir können mit dem, was wir wissen, etwas mehr anfangen als frühere Zeiten. Wer sieht, was heute der Literaturhistoriker, der Geschichtsforscher und der Sprachwissenschaftler aus einem einzigen Verse Homers herauszuholen vermögen, der wird vielleicht finden, daß die Wissenschaft hier Aufregenderes zustande bringt, als wenn sie sich damit begnügte, brav und bieder nach alter Väter Sitte den Ablauf des trojanischen Krieges nachzuerzählen.

Im Grunde ist es ein wenig paradox, daß ausgerechnet ein Amerikaner, der doch ein Gefühl dafür haben sollte, wie faszinierend eine sauber und systematisch durchgeführte wissenschaftliche Arbeitsmethode sein kann, nichts Besseres zu tun weiß, als die antike Welt im munteren Plauderton des populären Erzählers vorzuführen. Dabei ist der Wälzer von Durant noch lange nicht eines der schlimmsten Werke seiner Art. Aber gerade weil der Verfasser verhältnismäßig belesen ist und bei aller Munterkeit verhältnismäßig sachlich bleibt, ist die Gefahr doppelt groß, daß dieses Buch nun bei unzähligen ahnungslosen Lesern den Eindruck erweckt, als sei es mehr oder weniger die Quintessenz dessen, was die Altertumswissenschaft nach hundert Jahren angestrenzter Arbeit darzubieten vermag. Und dies ist in doppelter Hinsicht falsch: von der methodischen Leistung erfährt man überhaupt nichts und sachlich sieht das Bild der Antike, das die Wissenschaft heute geben kann, immerhin anders aus.

Doch auf Einzeldiskussion und Polemik einzutreten, lohnt sich kaum. Denn man müßte Seite um Seite durchgehen, um die objektiven Fehler und (was viel schlimmer ist) falschen Nuancen der Darstellung zu zeigen. Nur einiges Wenige sei als Begründung des Gesagten für den Spezialisten hervorgehoben.

So wird auf S. 123 das Leben Perianders von Korinth erzählt, in einer phantastischen Mixtur von Erzählungen und Anekdoten der verschiedensten Herkunft; davon, daß dieser rätselhafte Fürst von Korinth offenbar der Mittelpunkt einer reichen ethischen Diskussion geworden ist und daß diese Diskussion ihre Spuren in den einander widersprechenden Anekdoten hinterlassen hat, hören wir nichts. Dagegen wird die Aktualisierung dadurch erreicht, daß er diskret mit Stalin verglichen wird. S. 125 ff. wird von Theognis gesprochen. Davon, daß das unter seinem Namen erhaltene Elegienbuch darum so ungewöhnlich interessant ist, weil es nicht die Leistung eines großen Einzelnen darstellt, sondern das Durchschnittsdenken der kulturell maßgebenden Gesellschaft im Umkreis um Athen am Ende des 6. Jahrhunderts repräsentiert, weiß der Verfasser nichts. Dies erlaubt ihm, den Lebensroman des Theognis zu schreiben, wo man denn vernimmt, er habe nach langen Jahren des Exils einen Beamten bestochen, um nach Megara zurückkehren zu können und «schließlich finden wir ihn alt und gebrochen in Megara wieder, wo er verspricht, um der Sicherheit willen niemals mehr politische Gedichte zu verfassen». Oder S. 186 wird gesagt, von Heraklits Tod besäßen wir nur einen «unbestätigten Bericht» bei Diogenes Laertios, «der das prosaische Ende, das unsere Poesie nehmen kann, illustrieren mag». Gemeint ist die Erzählung von der Wassersucht, die Heraklit durch Kuhmist vergeblich auszutrocknen gesucht hatte. Daß dieser Bericht im Sinne der Tageszeitung unbestätigt ist, kann man wohl sagen. In Wirklichkeit handelt es sich um die karikierende Umsetzung einer heraklitischen Lehre ins Anekdotische, vielleicht aus einem der Heraklit-logoi, die es

wohl schon zur Zeit der Sokrates-logoi und als Konkurrenz zu diesen gegeben hat. S. 411 wird das Ende des Zenon von Elea geschildert: «Sein letzter Streich wurde ihm zum Verhängnis: er nahm an dem Versuche, den Tyrannen Nearchos von Elea zu beseitigen, teil, wurde erwischt und verhaftet, gefoltert und hingerichtet. Er ertrug sein Leiden tapfer, als wollte er seinen Namen schon so früh mit der stoischen Philosophie verbinden». Wieder ist ein Logos von sehr unklarer Herkunft ohne weiteres historisch genommen; aber lassen wir das. Ärgerlicher ist die Nuancierung des Ganzen: Zenon hat weder mit Max und Moritz noch mit der stoischen Philosophie etwas zu tun, abgesehen davon, daß der letzte Satz formuliert ist, als stamme er aus dem Aufsatz eines Gymnasiasten. Das Kapitel über die Literatur des Goldenen Zeitalters wird eröffnet mit einem Abschnitt über Pindar, den der Verfasser besonders zu verachten scheint: «Im Grunde hatte er kein großes Interesse an dem Gegenstand seines Sanges; er sang zum Preise von Läufern, Dirnen und Königen und war bereit, jeden gutzahlenden Tyrannen als Schutzpatron anzunehmen» usw. Nun ist es gewiß nicht bloß erlaubt, sondern notwendig, die Schwächen und Unzulänglichkeiten auch bei den größten Klassikern zu zeigen. Aber es gibt Nuancen des Tons, die man sich bei einem Jacob Burckhardt gern gefallen läßt, zu denen aber Will Durant nicht im geringsten legitimiert ist; und wenn solche Nuancen witzig sein sollen, so muß man eben auch bedeutend witziger sein als Will Durant.

Doch genug davon. Das Buch von Durant ist, wie schon gesagt, nicht das schlechteste seiner Art. Er bringt auf seine Weise auch da und dort Gedanken an, die es wert sind, weiter verfolgt zu werden. Was aber unannehmbar ist, ist die Gesamttendenz. Mit dieser Art von munterer Anbietung tut man letzten Endes keinem einen Dienst, weder der Antike noch dem modernen Leser.

Olof Gigon

Osterreichs Tschechen

Ein Buch, das einem merkwürdig vorkommt, bevor man es bemerkenswert findet, denn es hat 800 Seiten; es ist wahrscheinlich schwer verkäuflich und doch in einem guten, alterfahrenen Verlag erschienen; es ist das historische Werk eines Rechtsanwaltes; es handelt vom alten Osterreich und ist von einem Berliner geschrieben; es wurde mitten im Hitlerkrieg so verfaßt, als ob es weder Hitler noch den Krieg gegeben hätte, und kam erst zehn Jahre später heraus. Das merkwürdigste aber ist, daß es sich *Böhmische Tragödie* nennt und dennoch mit dem ersten Weltkrieg aufhört¹⁾.

Ist das nicht so, als ob man den Hamlet ohne den fünften Akt aufführte oder gar nur den ersten Akt spielte, weil man ja dann schon weiß, wie unnutt sich des Prinzen Mutter gegen ihren ersten Mann verhalten hat? Die eigentliche böhmische Tragödie beginnt Ende 1918 mit der Gründung der sogenannten Tschecho-Slowakei, und ihre dramatischen Höhepunkte sind die administrative Brutalisierung der nationalen Minderheiten, die Zerreißung Böhmens und Mährens im Jahr 1938, die Errichtung des deutschen Protektorats, die Austreibung der Sudetendeutschen, schließlich die Einverleibung in das sowjetische Imperium.

Was der Autor beschreibt, ist also nicht die böhmische Tragödie, sondern ihr Vorspiel, aber das ist, abgesehen von der Kritik an seinem Buchtitel, kein Vorwurf, denn jeder hat die Freiheit, seinen Stoff zu wählen und abzugrenzen. Man empfindet sogar Respekt für einen Mann, der angesichts der traurigen Folgen davon absieht, das Naheliegende zu sagen: Das habt ihr nun davon, und so mußte es kommen. Vielleicht könnte sogar manch' beruflicher Geschichtsschreiber von diesem Amateurhistoriker lernen, daß solche Selbstbeschränkung ihr Gutes hat, denn es hat sich gezeigt, daß Gelehrte für die Tagespolitik nicht immer zuständig sind.

Hermann Münchs Buch ist also eine Vorgeschichte des böhmischen Unglücks. Es ist eine Materialsammlung, die die Qualität des angesehenen Juristen in zwei-

¹⁾ Hermann Münch: *Böhmische Tragödie*. Das Schicksal Mitteleuropas im Lichte der tschechischen Frage. Georg Westermann, Braunschweig-Berlin-Hamburg 1949.

facher Hinsicht spiegelt: in ihrem fast an Vollständigkeit grenzenden Reichtum und in ihrer leidenschaftslosen Objektivität. Vielleicht sollte ich sagen: in ihrer leidenschaftlichen Gerechtigkeit, denn das Buch hat nebst der Wahrheitsforschung eine Tendenz, die sich schon in der Widmung verrät: «Meinen tschechischen Freunden». Münch, zur Zeit der Niederschrift Bürger des Staates, der die Oberhand hatte und Unrecht verübte, wollte etwas für die Versöhnung zweier Völker tun, die darauf angewiesen sind, miteinander auszukommen. Es ist reizvoll, darüber nachzusinnen, daß damals genau so wie im Augenblick der Veröffentlichung Gewaltlösungen, wenn auch entgegengesetzter Art, möglich zu sein schienen. Was damals wie ein Appell an deutsche Einsicht gewirkt hatte, klingt heute schon eher wie ein Appell an die Tschechen, und in diesem Wandel erkennt man aufs neue, daß es in dem Verhältnis dieser Völker keine Sieger und keine Besiegten geben sollte.

Münch wurde mit Böhmen erst spät bekannt und vertraut, erst in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen. Als Anwalt deutscher Firmen weilte er oft an der Moldau, und Prag hat beinahe wie Rom die Eigenschaft, den nachdenklichen Besucher in den Bann geschichtlichen Sinns zu schlagen. Dort entdeckte der Preuße das alte Österreich, leichter als im einsprachigen Wien. Es war auch die Zeit, in der noch alle Tschechen, die etwas galten, Altösterreicher waren, so daß jeder persönliche Kontakt den Verfasser unmittelbar mit der Vergangenheit in Berührung brachte.

Wer die Geschichte Böhmens erzählen will, muß viel mehr erzählen als die Geschichte Böhmens, und man kann sich leicht vorstellen, wie dem Autor sein Stoff in den Händen wuchs. Das Ergebnis ist denn auch eine Geschichte Österreichs unter Prager Aspekt, und der Erfolg spricht sehr dafür, diesen Standpunkt zu wählen, so wie ein kanadischer Historiker mir einmal gestand, er sei erst nach jahrzehntelangem Zeitverlust draufgekommen, daß man die Geschichte Europas seit dem Jahr 1000 nur begreifen könne, wenn man sie von Österreich her betrachte, statt sie um Frankreich zu gruppieren.

Münchs Darstellung ist straff und summarisch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ohne aber die Vorläufer des modernen Nationalismus zu vernachlässigen, die, was weithin unbekannt ist, im tschechischen Volk viel früher auftraten als in Frankreich, von wo sie dann ihren fluchbringenden Siegeslauf antraten. Man könnte Johannes Hus den ersten namhaften Nationalsozialisten nennen, auch insofern, als er seinem eigenen Volk noch mehr Unheil zufügte als den Nachbarländern. Dieser Selbstzerstörung ging die große Blütezeit Böhmens unter Karl IV. voraus, und in der Erinnerung an sie schreibt Münch den melancholischen Satz, der das Motto des ganzen Buches sein könnte: «Wie bei den einzelnen Menschen bringt auch bei Völkern die gute materielle Lage nicht Zufriedenheit, sondern reizt zur Begehrlichkeit, und infolgedessen folgt auf eine Blütezeit häufiger ein jäher Sturz als ein langsames Untergehen». Das Verhängnisvolle an Hus war, daß er zugleich ein nationaler Fanatiker und ein Kirchenreformer war, denn das gab der Gegenreformation einen nationalen Anstrich, der mit ihrem Wesen gar nichts zu tun hatte. Tschechisch-protestantisch wider deutsch-katholisch: Das wirkte noch nach, als die meisten Tschechen schon längst wieder katholisch und die Deutschen, wenn auch nicht in Österreich, die Kerntruppe des Protestantismus geworden waren.

«Der Tschechismus», schrieb Fürst Metternich im Jahr 1843, «ist eine Neigung, welche dann, wenn die Dinge im gewöhnlichen Schlendrian gehen, nur zu kleinen Aberrationen führt, aber in der Epoche allgemeiner Aufregung wie der Bohnensalat auf die Menschen wirkt, wenn die Cholera herrscht». Die Cholera war bereits im Anmarsch, und deutsche Gelehrte hatten nicht wenig dazu beigetragen, das tschechische Nationalbewußtsein wieder anzufachen. Das war ein Danaergeschenk, denn die Führer des Tschechentums, von Franz Palacky bis Thomas Masaryk, waren nie im Stande, das Problem zu lösen, das ihrem Volk in die Wiege gelegt worden war. Ich glaube, Münch überschätzt die Bedeutung des Sieges Rudolfs von Habsburg im Jahr 1278 über Przemysl Ottokar II., wenn er sagt, daß damit «der Traum einer slawischen Großmacht ... bestimmt für die Herrschaft im Donaauraum» zu Ende war. Es wäre auch unter Ottokar und seinen Erben schwerlich eine slawische Großmacht geworden, denn die Tschechen waren immer ein kleines Volk. Es gab ihrer zu wenig, aber das ist nur dann tragisch, wenn man sich Ziele setzt, die nur großen Völkern erreichbar sind. Nur darum war das tschechische Problem unlösbar,

und worin bestand es? Wohl darin, daß dieses kleine slawische Volk seine Eigenart mitten im deutschen Raum wahren wollte und Rückhalt nur bei Slawen suchen konnte, die ihm fast in jeder Hinsicht außer in der sprachlichen viel fremder waren als die Deutschen.

So ergab sich bei den Wortführern der Tschechen ein ewiges, unschlüssiges Schwanken zwischen dem Austroslawismus und dem Panslawismus. Dieser wurde immer als eine Drohung, als eine Warnung an Wien verwendet, aber als eine, die nicht ernst gemeint war, weil die besten Geister klar voraussahen, daß der Panslawismus, wie Palacky es ausdrückte, eine russische Universalmonarchie sein würde, in der die Tschechen viel weniger gelten würden als in Österreich. Dieses Drohen war aber ein sehr gefährliches Spiel, denn es erzeugte im Volk den Glauben, daß es eine Alternative gebe, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war, weil niemand sie ernstlich wünschen konnte. So wurden die Tschechen dazu gebracht, sich als Österreicher auf Kündigung zu fühlen, etwas, was sie sich fast als einzige Rasse der Donaumonarchie nicht leisten konnten. Die Deutschen konnten von Großdeutschland träumen, die Polen von der Wiederherstellung ihres Reiches, die Ruthenen von der ukrainischen Mutter, die Kroaten und Serben vom Südslawenreich, die Italiener von Rom — aber die Tschechen und die Magyaren, wohin sollten sie sich wenden? Und gerade diese beiden Völker untergruben am eifrigsten das Reichsgefüge.

Münch weist in eindrucksvoller Art nach, daß sich in Böhmen Tschechen und Deutsche in die Schuld am Scheitern der Versöhnung teilten. Bald sündigten diese, bald jene, und in der Rückschau gewinnt man den Eindruck, daß sie sich wenigstens in dieser Hinsicht «ausglichen». Heute wissen wir, daß es sich an beiden gerächt hat, aber die Tschechen als ein geographisch isolierter Volksstamm hätten das leichter voraussehen können als die Deutschen, so daß es einem schwer fällt, ihren Führern politischen Weitblick zuzusprechen. Im Jahr 1904 sagte Kaiser Franz Joseph zu seinem Ministerpräsidenten von Körber: «Die Monarchie stellt den Hort, das Asyl für alle nach Mitteleuropa verschlagenen Nationensplitter dar, welche, allein auf sich angewiesen, eine klägliche und jämmerliche Existenz führen müßten, zum Spielball jedes mächtigeren Nachbarn werden würden, während sie so, miteinander verbunden, nicht nur in ihrer Gesamtheit eine achtungsgebietende Macht repräsentieren, sondern auch durch gegenseitige soziale und wirtschaftliche Hilfe weitaus sicherere und günstigere Bedingungen für Bestand und Entwicklung erlangten». Wem hätte das mehr einleuchten müssen, den Tschechen oder den Deutschen?

Der Dualismus war an allem schuld — diese Deutung, die Münch von seinen Prager Freunden sicher hundertmal gehört hat, hat ihm sichtlich Eindruck gemacht, rühmt er doch dem Historiker Palacky die «Klarheit eines Propheten» nach, weil dieser, der noch 1848 sich angesichts der großdeutschen Gefahr feierlich zu Österreich bekannt hatte, im Jahr 1865 warnend schrieb: «Der Tag, an dem der Dualismus proklamiert wird, wird zugleich mit unwiderstehlicher Naturnotwendigkeit der Geburtstag des Panslawismus in seiner am wenigsten erfreulichen Gestalt werden». War wirklich der Dualismus an allem schuld? Da das in den meisten Nachrufen auf das alte Österreich fast wie ein Axiom angenommen wird, lohnt es sich wohl, einmal festzustellen, woran er schuldig und woran er unschuldig war. Ich muß mich mit ein paar Hinweisen begnügen. Der Dualismus, die Aufteilung in zwei «Reichshälften», die Franz Joseph im Jahr 1867, geschwächt durch die Niederlage von Königgrätz, den magyarischen Herren bewilligte, war aus zwei Gründen verhängnisvoll: Er ermöglichte den Magyaren, sich in Ungarn ungehemmt als Herrenvolk aufzuspielen und die anderen Sprachgemeinschaften als Völker zweiten Ranges zu behandeln. Er gab ferner den Ungarn einen starken, oft beherrschenden Einfluß auf die Außenpolitik, und diese beiden Dinge wirkten zusammen. Da die Innenpolitik der Ungarn slawenfeindlich war, trieben sie auch die Außenpolitik der Gesamtmonarchie in ein slawenfeindliches Fahrwasser. Es waren die Ungarn, die den Kaiser daran hinderten, auf dem Balkan die von Bismarck empfohlene Behutsamkeit walten zu lassen.

Es ist aber weit hergeholt, wenn man behauptet, der Dualismus sei für das Scheitern des tschechisch-deutschen Ausgleichs in Zisleithanien verantwortlich. Das ist eine beliebte tschechische Lesart, aber sie muß qualifiziert werden. Für die Tschechen war der Ausgleich mit Ungarn ein Schlag, weil sie schon lang davon geträumt hatten, ihre kleine Volkszahl durch eine engere Verbindung mit den Slowaken

ein bißchen zu vergrößern. Diese wurden nun den Magyaren ausgeliefert. Was die Tschechen aber am meisten verdroß, war, daß der Dualismus ihre eigenen Staatsumbaupläne in den Papierkorb verwies. Im Wettrennen hatte die Stephanskronen über die Wenzelskronen gesiegt. Kein Wunder, denn die Stephanskronen war noch eine politische Realität, während die Wenzelskronen einer längst versunkenen Traumwelt angehörte.

Nun aber, da das Malheur passiert war, verlangten die Tschechen etwas, was keineswegs so logisch war, wie sie es sich selbst und anderen vorzumachen suchten. Sie forderten die gleichen Rechte und Vorrechte, die die Magyaren erlangt hatten. Das war aber kaum zu begründen, denn die Magyaren waren als altes Staatsvolk ihren slawischen und rumänischen Mitbürgern tatsächlich voraus, während den Deutschen in Böhmen und Mähren nicht einmal historisch zugemutet werden konnte, einen Führungsanspruch der Tschechen anzuerkennen. Wäre Palacky ein größerer Staatsmann gewesen als er wirklich war, so hätte er angesichts der dualistischen Enttäuschung seinem Volk neue politische Bahnen gewiesen, statt panslawistische Racheschwüre anzutönen. «Es ist zu bedauern, daß Palacky . . . selbst bis zu einem Maße seine Idee aufgegeben, ein mehr slawisches nationales Programm empfohlen hat; dadurch hat er unwillkürlich die politischen Phantasten bestärkt. . . Unsere Politik kann nicht erfolgreich sein, wenn sie nicht von einem wahren und starken Interesse an dem Schicksal Österreichs getragen wird, welches Interesse ich mir . . . als das kulturelle und politische Streben vorstelle, im Einklang mit den Bedürfnissen unseres Volkes zur Hebung von ganz Österreich und seiner politischen Verwaltung hinzuarbeiten». So schrieb, 1895, kein anderer als — Thomas Masaryk. Gerade der Dualismus hätte die Tschechen veranlassen sollen, von ihren eigenen Herrenvolkträumen zu lassen und sich als die besten Österreicher zu betätigen, als Österreicher ohne Alternative und darum gewillt, sich mit den anderen Rassen gleichberechtigt zu vertragen.

Nur der Panslawismus konnte die Tschechen zu Gegnern des Bündnisses mit dem Deutschen Reich machen, denn für sie war es die beste Gewähr gegen großdeutsche Bestrebungen und es diente der Erhaltung Österreichs, nicht Deutschlands, denn jenes, nicht dieses war von Rußland bedroht. Die Tschechen hatten also keinen Anlaß, sich in der unwürdigen Rolle des Kanonenfutters für reichsdeutsche Interessen zu sehen, und es ist eine unzulässige Vereinfachung, wenn man sagt, das alte Österreich sei unhaltbar gewesen, weil die Deutschen das deutsche Bündnis, die Tschechen aber das russische Bündnis wünschten. Das war in so allgemeiner Art keineswegs der Fall, und Münch hat ganz recht, wenn er den Anstoß zur Katastrophe auf dem Balkan sucht. Das Hauptverdienst seiner mühevollen Arbeit sehe ich darin, daß er das Märchen von der Unheilbarkeit des deutsch-tschechischen Gegensatzes widerlegt. Tatsächlich ging es den Österreichern ohne Unterschied der Zunge vor 1914 so gut, daß die Völker am Gezänk ihrer Berufspolitiker bereits den Geschmack verloren. Es ist, vom Standpunkt historischer Wahrheit, ein Glück, daß der erste Weltkrieg den Völkern Österreich-Ungarns Gelegenheit bot, ihre Sprecher aufs Maul zu schlagen und zu beweisen, daß der moderne Nationalismus sie nicht um den Verstand gebracht hatte. Mit gutem Recht meint Münch, es sei «gegenüber den Stimmen des hoffnungslosen Pessimismus wohl eher der Auffassung Raum zu geben, . . . daß ohne den Krieg, wenn es dem Thronfolger gelang, die südslawische Frage zu lösen, was durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, der Monarchie noch eine nicht unbeträchtliche Lebensdauer beschieden gewesen wäre».

Der unselige Nationalitätenhader hat das alte Österreich nicht zerstört. Er hat aber stark dazu beigetragen, die Feinde Österreichs zu ermutigen, und er hat die Sieger des ersten Weltkrieges dazu verleitet, eine Neuordnung vorzunehmen, die dem Alldeutschtum ebensolche Chancen bot wie dem Panslawismus. Der häusliche Zwist war gar nicht so schlimm, aber dem Nachbarn gab er Gelegenheit, das Haus zu zerstören. Und so kommt es, daß heute Tschechen und Deutschböhmen voll Reue und Heimweh der Tage gedenken, in denen die kultivierten Regierungen des alten Kaisers ihnen nicht erlaubten, einander ernstlich wehzutun. Mit gutem Einfühlungsvermögen hält ihnen der Preuße Hermann Münch den Spiegel vor.

Robert Ingrim

Bücher über nordische Kunst der neueren Zeiten

Wenn hier auf einige Bücher über nordische Renaissance- und Barockkunst aufmerksam gemacht werden soll, so beginne ich gerne mit einer in Holland hergestellten Veröffentlichung von ganz besonderer Eigenart: *Rogier van der Weyden, Pietà*, zu der Professor *W. Vogelsang* eine Einleitung geschrieben hat¹⁾. Es handelt sich um die Pietà im Mauritshuis im Haag, bei der wir in der Mittelgruppe über dem Leichnam Christi Maria, Johannes und Nikodemus, links klagende Frauen, rechts Josef von Arimathia, Petrus, Paulus und den Stifter des Bildes Jean Chevrot, Bischof von St. Omer, sehen. Das Eigenartige dieser Publikation besteht nun darin, daß wir dieses hervorragende Kunstwerk nicht nur in einer Gesamtansicht kennen lernen, sondern daß auch die verschiedenen Einzelfiguren auf gut gelungenen, besonders großen farbigen Tafeln wiedergegeben sind. Ein recht nachahmenswertes Beispiel, denn unter den vorliegenden Bildern sind solche, die dem Eindruck des Originals in der Tat recht nahe kommen. Der Text enthält nicht nur Biographisches und Erklärungen der Bilder, sondern vor allem eine besonders feinfühlig Bestimmung der Stellung und Bedeutung Rogiers van der Weyden im Rahmen seiner Vorgänger und Zeitgenossen, wobei vor allem sein Talent zur Komposition im Großen hervorgehoben wird.

In einem handlichen kleinen Büchlein hat *Richard Zürcher* eine Einführung in die *Altdeutsche Malerei* geschrieben, die ja heute nach dem Untergang so vieler Baudenkmäler zum wichtigsten deutschen Kunsterbe gehört²⁾. Von der Gotik ausgehend, gibt er uns eine lebendige Schilderung der deutschen Malerei etwa von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, also von Konrad Witz und Multscher zu Albrecht Dürer, seinen Zeitgenossen und Nachfolgern. Sicher wird da (besonders am Schluß) jeder gerne die Stellen lesen, wo uns der Verfasser auf die Grundkräfte aufmerksam macht, die Art und Wesen der deutschen Malerei jener Zeiten bestimmten und ihr gegenüber der Kunst des Südens ein besonderes Gepräge verliehen. Biographische Notizen mit Literaturangaben bilden den Schluß der anregenden Ausführungen, denen auch eine Reihe Bilder zur Seite treten.

Noch auf ein anderes reizvolles Büchlein sei hier aufmerksam gemacht: *Doris Wild, Albrecht Dürer. Aquarelle und Handzeichnungen aus der Albertina in Wien*³⁾. In einer kurzen Einleitung orientiert uns die Verfasserin über alles Wichtige aus Dürers Leben und Wirken; dann folgen die zwanzig, zum Teil farbig reproduzierten Kleinkunstwerke, die seinerzeit an der österreichischen Kunstausstellung in Zürich zu sehen waren. Jedem einzelnen dieser Bilder hat nun die Verfasserin einen Kommentar beigegeben, der von wirklich lebendiger Einfühlung zeugt und uns auf alles Wesentliche aufmerksam macht.

Unter den Holbein-Büchern, die das Interesse weiterer Kreise für die graphischen Künste wecken wollen, liegt ein Band über *Holländische Meisterzeichnungen des 17. Jahrhunderts* vor⁴⁾. Auf etwa 60 Tafeln sehen wir da größtenteils bisher unbekannte Blätter aus holländischen Sammlungen, die uns den reichen Entwicklungsgang der holländischen Kunst von den älteren, mehr graphisch wiedergegebenen Zeichnungen zu den späteren, oft mit dem Pinsel ausgeführten und nach dem malerischen Pol orientierten Auffassungen zeigen. Den Höhepunkt bildet die Kunst Rembrandts; daneben sind aber auch viele andere berühmte Namen vertreten, so aus der älteren Zeit Hendrick Goltzius, der Architekturmaler Pieter Saenredam usw., dann Frans Hals, Adriaen van Ostade, Aert van der Neer, Gabriel Metsu, Jan Steen und andere, aus der Spätzeit der große Jacob van Ruisdael. Die Auswahl hat *J. Q. van Regteren Altena* besorgt, dem wir auch die sehr gute und anregende Einleitung, sowie die Erläuterungen zu den Bildern verdanken; den letzteren sind jeweils auch biographische Notizen beigegeben.

In diesem Zusammenhang soll auch auf die Publikation über die *Hauptwerke des Kunstmuseums Winterthur* aufmerksam gemacht werden, die als Festgabe zur

1) Amerbach-Verlag, Basel 1949.

2) Werner Classen Verlag, Zürich 1948.

3) Orbis Pictus, Bd. 4. Hallwag, Bern 1948.

4) Holbein-Verlag, Basel 1948.

Zentenarfeier der Gründung des Kunstvereins Winterthur erschienen ist⁵⁾). Etwa fünfundzwanzig an sich bedeutende und für das Winterthurer Sammelwesen wichtige Gemälde und Plastiken sind hier in guten ganzseitigen Autotypien wiedergegeben. An der Auswahl dieser Bilder erkennen wir, besonders nachdem wir das schön orientierende Vorwort des Konservators Dr. *Heinz Keller* gelesen haben, die Art und Weise, wie diese Winterthurer Sammlung in langsamem Werden groß geworden ist. Ihren Grundstock bilden da vor allem Werke von Winterthurer Malern wie Anton Graff, Joh. Jakob Biedermann, Joh. Caspar Weidemann, Ad. Stäbli, von denen im vorliegenden Erinnerungsbuche typische Werke wiedergegeben sind. Desgleichen sehen wir an Schöpfungen von Malern wie Ferdinand Hodler, Frank Buchser, Felix Vallotton, Giov. Giacometti und Plastikern wie Carl Burckhardt und Fritz Huf, wie sich die Sammlertätigkeit mit der Zeit auch auf andere Schweizer Maler und Bildhauer erweitert hat. Ungefähr gleichzeitig erwachte aber auch das Interesse für ausländische Kunst, worauf die Abbildungen von Werken von Hans von Marées, Vincent van Gogh, Lovis Corinth, vor allem aber französischer Künstler, wie der Maler Renoir, Vuillard, Bonnard und der Plastiker Rodin und Maillol hinweisen. Ausländische und schweizerische Forscher, dem Winterthurer Museum nahestehende Persönlichkeiten und Winterthurer Sammler — ihre Namen einzeln zu nennen würde mich hier zu weit führen — haben dann die im Bilde wiedergegebenen Werke der oben genannten Künstler in kurzen, aber sehr gehaltvollen Aufsätzen erklärt und gedeutet.

Ein repräsentatives Werk über *Schweizer Landschaftsmaler, Das intime Landschaftsbild im 19. Jahrhundert* hat *Vera Huber* veröffentlicht⁶⁾). Ein besonderer Reiz dieses Buches besteht in den 89 großformatigen Abbildungen von zum Teil noch sehr wenig bekannten Gemälden dieser Landschaftsmaler; eine ganze Reihe von ihnen sind in durchaus befriedigender Technik auch farbig reproduziert. Außerdem sind eine Reihe Federzeichnungen als reizvolle Abwechslung in den Text eingestreut. Ihren Hauptwert aber erhält diese Veröffentlichung vor allem durch den auf Grund einer Dissertation entstandenen, sehr eingehenden und überall sehr subtil abwägenden Text. Zuerst werden wir da zu den mit der Schule von Barbizon zusammenhängenden Landschaftsmalern der welschen Schweiz geführt, vor allem zu dem auch von Ingres und Delacroix berührten Barthélemy Menn, der besonders als Lehrer einer Reihe jüngerer Kräfte (Pignolat, Gaud, Badel, Dufaux, Castan, Bocion u. a.) Bedeutung erlangt hat. Neben ihm lernen wir auch Calame und Diday kennen, denen vor allem die Alpenmalerei ihre fruchtbare Entfaltung verdankt. In der Landschaftsmalerei der deutschen Schweiz, der ein eigentliches Schulhaupt fehlt und die gerne das *Détail* betont und herausarbeitet, unterstreicht die Verfasserin zunächst die Bedeutung von Joh. Jakob Ulrich, den vielleicht die meisten (wie auch der Schreiber dieser Zeilen) bisher nur als Lehrer Kollers kannten. An ihn schließen der exakt-realistisch empfindende, das Licht oft wirkungsvoll hervorhebende Robert Zünd, der mehr eine ruhige Schönheit pflegende Otto Frölicher und der mitunter dramatische Stimmungen wiedergebende Adolf Stäbli an. Seinen Ausklang findet dieses sehr erfreuliche Buch über die schweizerischen Landschaftsmaler in der eigenwilligen Persönlichkeit Ferdinand Hodlers, der zwar bei Menn in die Schule gegangen ist, aber eine neue Zeit mit ganz neuen Zielen heraufsteigen läßt.

Dem liebenswürdigen Albert Anker hat *Hans Zbinden* eine hübsche Studie gewidmet und zwar vielleicht mehr noch dem Menschen als dem Künstler, was schon aus dem Titel *Albert Ankers Weg zum Menschen* hervorgeht⁷⁾). Er hebt da vor allem Ankers sozialen Sinn hervor, seine ernste und dabei so gütige Teilnahme an fremden Freuden und Nöten, die er auf seinen Bildern in allen ihren individuellen Abtönungen, aber doch immer in einer maßvoll gedämpften Tonart wiedergibt. Als Illustration zu diesen Ausführungen werden uns neben einer Reihe unveröffentlichter Studien aus des Meisters Skizzenbüchern zwei gute farbige Wiedergaben des «Armen Mannes» und des «Dorfschneiders» aus dem Berner Kunstmuseum geboten.

In die Zeiten der Romantik führt uns der Neudruck der *Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst* von *Wilhelm Heinrich Wackenroder*; wenn man das Büchlein zur Hand nimmt, sieht man dann mit Freuden, daß diesen «Phantasien über

5) Herausgegeben vom Kunstverein Winterthur, 1949.

6) Manesse-Verlag Conzett & Huber, Zürich 1949.

7) Buchdruckerei Böhler & Co., Bern, o. J.

die Kunst» auch die *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* desselben frühvollendeten Verfassers vorgesetzt sind⁸⁾. Wackenroder ist jener schon auf dem Gymnasium mit Tieck befreundete Frühromantiker, der trotz des ihm aufgedrungenen juristischen Berufs von heiliger Ehrfurcht für die Kunst erfüllt war, nur für sie lebte und weithin als fruchtbarer Anreger im Sinne jener Zeit wirkte. Aus solchen Stimmungen heraus schrieb er die kurz vor seinem Tod herausgekommenen «Herzensergießungen», die uns lehren sollen, «wie und auf welche Weise man die großen Künstler der Erde» — er denkt da hauptsächlich an Maler der italienischen Renaissance und an Albrecht Dürer — «betrachten muß». Den Menschen unserer heutigen utilitaristischen und technisierten Zeit sollte es von größtem Nutzen sein, sich wieder einmal in diese herzensreine, empfindungsreiche und tiefinnerliche Geisteshaltung eines Vorkämpfers der Romantik zu versenken.

Dorette Berthoud, die bereits eine Biographie von Léopold Robert anlässlich der Zentenarfeier seines Todes (1934) verfaßt hat, gab kürzlich unter dem Titel *Lettres de Léopold Robert, d'Aurèle Robert et de leurs parents* Briefe dieses durch seine romantisch-klassizistischen Darstellungen des italienischen Volkslebens weithin bekannten Neuchâtelers Malers heraus⁹⁾. Es handelt sich hier um Briefe, die vor etwa einem Jahrzehnt unter dem Nachlaß eines Nachkommen des Malers gefunden worden sind. Sie sind zwar weder literarisch besonders bedeutend, noch bringen sie neue aufsehenerregende Aufschlüsse über seinen Entwicklungsgang; aber wir erfahren durch sie doch viele interessante Einzelheiten aus dem Leben der am Anfang des 19. Jahrhunderts in Paris und vor allem in Italien arbeitenden Malergeneration. Vor allem aber vermitteln uns die Briefe seines redseligeren und schalkhaften Bruders Aurèle doch einige Aufklärungen über die näheren Umstände beim tragischen Tode Léopolds in Venedig. Wer sich also neben dem Maler auch für den Menschen Léopold Robert interessiert, wird in diesem Buche sicher manches Anregende und Aufklärende finden.

Samuel Guyer †

Nachkriegsromane

Das Haus an der Brücke ist in seiner Abgeklärtheit und inneren Sauberkeit ein berechtigtes Buch. *Fritz Beer* spricht für alle Fremden, die vom Krieg in Frankreich überrascht wurden und fern der Heimat in fremdem Land für die eigene Sache kämpfen. Jede dieser Novellen ist von warmer Menschlichkeit getragen, kurz in der Form, aber von starker Intensität der Beobachtung. Ohne jedes Pathos weiß Beer die rein menschliche Situation des fremden Soldaten in Frankreich so darzulegen, daß wir weiter und weiter lesen, nicht ohne uns heute zu fragen: «Was nun?» Was wurde aus all den Menschen seiner Heimat, von denen er erzählt, und die nur ein Ziel in langen Jahren gekannt haben: Endlich heimkehren, nicht mehr politisch denken müssen, nicht mehr in fremder Uniform als Soldat geduldet und mannigfachen Mißverständnissen ausgesetzt sein. Wir legen den schmalen Band nachdenklich, voller Sympathie für den Verfasser beiseite. Wir sind betroffen vor so viel leidender Überlegenheit. Es drängt sich uns die Frage auf, ob das Buch mit dem beschaulichen Titel «Das Haus an der Brücke» nicht heißen müßte: «Licht und Schatten vor dem Unentwirrbaren». Aber wir sind uns darüber klar, daß wohl das Leben problematisch sein kann, aber kein Verleger ein Buch mit solchem Titel herausbringen könnte. Wir sind heute positiv eingestellt, und deshalb können wir alles Grübeln beiseite lassen. Die Vielheit der Erlebnisse sind stärker, sind lebendiger dargestellt, als daß sie unseren Bedenken Stand halten können. Fritz Beer ist heute das, was Erckmann-Chatrion zu seiner Zeit war, ein Mensch, der nicht beschönigt und dennoch Zuversicht auslöst*).

Die Flucht ins Irreale ist vielen Nachkriegsromanen, die versuchen, Erlebtes in eine gültige Norm zu bringen, gemeinsam. Diese Flucht vor sich tritt stark im Roman *Mars im Widder* von *Alexander Lernet-Holenia* zutage. Außer dem Ver-

⁸⁾ Bücherreihe «Geistiges Brot», Bd. 2. Emil Oesch Verlag, Thalwil-Zürich 1947.

⁹⁾ Delachaux & Niestlé S.A., Neuchâtel et Paris, 1948.

*) Fritz Beer: *Das Haus an der Brücke*. Novellen. Nestverlag, Nürnberg 1949.

such, Erlebtes in Worte zu fassen, mag eine gewisse Scheu vor einer unvorstellbaren Zukunft den Autor veranlaßt haben, mit Begriffen und Erlebnissen zu spekulieren, mit Gegenwart, Vergangenheit, Liebe und Tod zu jonglieren. Es ist ein atemloses, meisterhaftes, und in gewissem Sinn beängstigendes Spiel. Kein Satz ist unbedacht oder aus Freude am Phantasieren entstanden, sondern mit dem Ernst eines besessenen Schachspielers, der sich fragt: Wird die Partie aufgehen? Trotz aller Kunst der Erfindung, trotzdem sich der Kreis des Erlebten glücklich zu schließen scheint, liegt eine fieberhafte Spannung über der Erzählung, die um so quälender wirkt, als hinter jedem Satz Hintergründigkeiten angedeutet werden, die für den Leser unbegreiflich, mit unfasbarer Genauigkeit dargestellt, dennoch in nebelgraue Fernen zerrinnen, wenn er das Buch aus der Hand legt²⁾.

Albert Talhoff hat sein Buch *Des Bruders brüderlicher Gang* gewidmet: Den Toten aller Völker dieses Krieges. Schwer belastet von unvergeßbaren Erlebnissen, hat der Schweizer Talhoff mystische Bilder, eine eigene Ausdrucksweise gefunden, um das zu schildern, was er in zwei Kriegen in Deutschland erlebt hat. Was der Soldat «Niemand» lange mit sich herumgetragen hat, ist jetzt mit eruptiver Gewalt in bildhafter, fast apokalyptischer Wucht geformt worden. Das Einzelschicksal geht unter im Gesamterlebnis, die Persönlichkeit des Individuums weicht dem menschlichen Suchen in einer unmenschlichen Zwiespältigkeit des Seins.

Dies Doppelleben — oder nennen wir es Duplizität des Seins — geht zurück zu den Toten und weist in die Zukunft, zu den Lebenden. Das zu erstrebende Ziel ist, den Toten die Treue zu halten und den Kommenden, die aus dem Chaos gerettet sind, ihr Recht zu geben. Das alles wird fast hymnisch dargestellt, wie etwas gesagt wird, das wirklich gewesen, zu so starkem Erlebnis wurde, daß es sich wieder und wieder, losgelöst von Zeit und Sein, dem Denken eingehämmert hat³⁾.

Hier bin ich mein Vater von *Friedrich Torberg* ist ein Lebensbericht, mehr noch eine Beichte, die im Gefängnis geschrieben ist. Ein immer tiefer dringendes Sezieren des eigenen Ichs, das durch die Verschlingungen und die Ungunst der Zeit übermäßige Bedeutung gewinnt. Der Jude Otto Maier, schon vor dem zweiten Weltkrieg auf abschüssiger Bahn, verliert sich in den Maschen jenes (Spitzelns und Bespitzeltwerdens, aus dem es keinen Ausweg gibt als den Tod. «Betrügend und betrogen» ist der letzte Niederschlag dieser Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich. Die Gestalt des Vaters, der in selbstverständlicher Ehrenhaftigkeit seinen bitteren Weg geht, wird, je weiter der Sohn in seinem Tagebuch nach seinen Beweggründen schürft, zum unerreichbaren Vorbild. Das Wissen um den rechtschaffenen Weg läßt jedes Intriguieren, alle die Machenschaften, die dem Sohn gutes Recht der Selbsterhaltung schienen, gegenstandslos werden. Es bleibt nur der Ausweg des Freitodes, um sich vor sich selbst zu rehabilitieren. Das Buch ist von einem Wiener geschrieben, den das Schicksal nach Frankreich verschlägt⁴⁾.

Im Stil der Impressionisten, oder ihm naheverwandt, ist das Buch *Am Rande der Welt*. Genaue, liebevolle Landschaftsschilderung: Wie bei Sisley hier ein rotes Dach in blühenden Bäumen scheinbar belanglos hingesezt ist, um dann der Mittelpunkt der Komposition zu sein. Ganz langsam erfaßt man durch die Augen des Bauernsohns Hilaire das gemächliche, wunderbare Leben seiner unberührten Heimat. Unendlich langsam geht uns durch Hilaire die Gefahr auf, die dieser Natur droht, das Eindringen der Industrie, das Bloßlegen der Kohle. Dadurch kann das Leben dieser Menschen zu Grunde gehen, drohen unbekannte Gefahren der weiten, kargen Landschaft. Das alles ist mit bewußter Naivität breit erzählt. Diese Leute haben Zeit und Lust zum Zuhören. Wie bei jeder Übersetzung ist der Grundton des Originals mehr zu erahnen als zu fassen, obwohl uns scheint, der Übersetzer habe zum Mindesten eine Arbeit aus einem Guß geschaffen.

²⁾ Alexander Lernet-Holenia: Mars im Widder. Berman-Verlag, Stockholm 1947.

³⁾ Albert Talhoff: Des Bruders brüderlicher Gang. Rascher, Zürich 1948.

⁴⁾ Friedrich Torberg: Hier bin ich mein Vater. Berman-Fischer, Stockholm 1948.

Überraschend schicksalhaft stirbt die Geliebte von Hilaire, als er und sie glauben, dem Untergang des Dorfes, das von einem Erdbeben bedroht wird, entgangen zu sein. Es bleibt in der Schwebelage, was gewollt naiv, was wirklich irrational dargestellt wird. Durch den Tod der Geliebten endet das Buch mit einem Fragezeichen, das dem spannenden Geschehen besonderen Nachdruck verleiht⁵⁾.

In *Victor Meyer-Eckhardt* lernen wir einen wahren Dichter kennen, einen Hüter der Sprache, einen gründlichen Kenner seiner Vorwürfe. Kein Wort zu viel und trotzdem empfinden wir seine Sprache als ausgesprochen reich. Es fehlt keine Nebensächlichkeiten, die das letzte Licht auf einer bedeutenden Stelle wieder spiegeln. Das Buch heißt zu vollem Recht *Die Gemme*, obwohl es verschiedene Novellen zusammenfaßt. Aber die Gemme ist das Hauptstück. Meyer-Eckhardt erzählt verhalten und doch voller Glut, gestützt auf sorgfältige geschichtliche Studien und dank der Eindringlichkeit seiner Phantasie, frei, einfach und von tragischem Ernst gehoben, das Ende von Winkelmann. Die südliche Natur, das bewegte Meer, Menschen, Räume, Gewohnheiten der Zeit unterstreichen das einmalige Erleben, die Begegnung von Winkelmann mit dem Galeerensträfling Angelo, die Verwirrung der Gefühle, die zum Tod von Winkelmann führen werden. Das alles ist mit subtiler Sicherheit und deshalb in seiner ganzen Selbstverständlichkeit und Größe dargestellt. Mit antiker Einfachheit werden außerdem zwei «Liebesgeschichten» aus Sizilien erzählt. Knapp im Ausdruck, denn jedes Wort führt zu neuen Vorstellungen, ruft die Phantasie auf, so daß man glaubt, diese Begebenheiten vor sich zu sehen. Zu diesen Liebesgeschichten gehört eigentlich noch der «Krötenstein», der in monumentalen Ausmaßen von einer Rache aus der Renaissance berichtet, gezügelt auch hier im Ausdruck und von desto wirksamerer Eindringlichkeit.

Ein erschütterndes Zeugnis eigener Qual und der Not unserer Zeit spiegelt die Novelle «Der Inquisitor» wieder. Sie wird erträglich, eindringlich im menschlichen wie künstlerischen Sinn ein Mahnzeichen, weil sie in der Vergangenheit spielt. Es wird vom Dichter vermieden, irgendwie auf die Gegenwart Bezug zu nehmen. Deshalb wird gerade diese Novelle Bestand haben, wenn die ganze Flut der anklagenden, aktuellen Berichte vergessen sein werden. Dem Entsetzen dieser Rückschau ist ein ebenso starkes Gefühl beigegeben, das die Schilderungen erträglich macht: Das Leiden und Lieben um eines höheren Wertes willen, um den Glauben an das Ewige, Gute im Menschen inmitten der fanatischen Verblendung aller Völker, also, daß der Unterliegende als wahrer Sieger hervorgeht⁶⁾.

Johanna Von der Mühl-von Tuhr

⁵⁾ C. F. Landry: Am Rande der Welt. Deutsche Übertragung von Dr. Georg Goyen. Karl Rauch, Boppard am Rhein 1949.

⁶⁾ Victor Meyer-Eckhardt: Die Gemme. Karl Rauch, Boppard am Rhein 1949.